

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 128. Bydgoszcz/Bromberg, 8. Juni 1938

Monika

Ein Schicksalsroman von Hans Ernst.

(7. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Ein tiefer Seufzer löst sich aus Monikas Brust.

„Ich hab mirs ja gedacht. Was einer als Bub schon treibt, kann er als Mann net lassen. Aber, gelt, Jakob, wenn ich einmal dein Weib bin, dann darf das nimmer vorkommen, dann mußt schon hören auf mich, wenn ich dir zurede."

„Freilich, ja", nickt er bestätigend. „Aber jetzt hör nur wieder auf."

Entmutigt nimmt sie die Hand wieder von seiner Schulter weg, und ein schwermütiger Ausdruck umschattet ihr Gesicht.

„Daß du jetzt gar nichts hören willst, Jakob, wenn ich vom Heiraten was sag. Hast es vielleicht gar nimmer im Sinn?"

„Geheiratet wirst einmal, da gibts nichts. Das hab ich dir doch schon ixmal g'sagt."

„Ja, ich weiß schon, aber manchmal kann ich es gar nicht recht glauben, weil du allweil sagst, daß dein Vater so unversöhnlich ist gegen uns."

„Du hast aber recht, Monika. Jesses, gut, daß du mich erinnerst dran. Er hat nämlich schon was in d' Nas'n kriegt, daß ich einmal bei dir heroben war. Met Liebe, da hats geraucht."

Erschrocken umklammert sie seinen Arm.

„Was hat er denn g'sagt?"

„Daß er mir den Hof net verwiesen hat, war alles. Auf Spitz und Knopf ist es schon gestanden."

„Mein Gott, was soll das noch werden."

„Ja, siehst, drum sag ich ja allweil: nur still sein bei der Sach, mäuserlstill. Die Lieb ist am schönsten, wenn sie ganz heimlich ist."

Da drückt sie ihren Kopf an seine Schulter und sagt hart aufschluchzend:

„Es wird sich aber bald nimmer verheimlichen lassen."

Jakob versteht noch nicht ganz.

„Wär schon gut. Verheimlichen laßt sich alles. Bloß gscheit sein mußt und darfst net schimpfen, wenn ich einmal längere Zeit nimmer komm."

„Das hilft alles nichts. Offenbar wird es doch."

Allmählich dämmert es in seinem Hirn.

„Du täist mich g'freun —" sagt er kleinlaut und unsicher. Ein Blick in ihre Augen bestätigt ihm, was er vermutet hat. Ein kalter Schreck geht durch ihn hin. Sein Gesicht wird grau, als hätte ihm jemand Asche hineingeworfen. „Du wirst doch net sagen wollen —?"

Monika hebt die nassen Augen zu ihm auf und sagt bittend:

„Jetzt darfst mich net verlassen, Jakob. Jetzt mußt zu mir halten und mußt zeigen, daß du mich so gern hast, wie du allweil gesagt hast."

„Kreuzsakrament!"

Das ist alles, was Jakob herausbringt.

„Net fluchen", bittet Monika. „Deswegen wird es auch nicht anders. Zu ändern ist da nichts mehr."

Fassungslos starrt Jakob vor sich hin und zwirbelt an seinem Bärtchen. Er sieht wirklich keine Lücke in dem Netz, das sich um ihn gesponnen, durch die er sich durchschlängeln könnte.

„Das ist ja sauber", sagt er. „In einer schönen Suppe sitz ich da. Du hast mich hergerichtet auf'n Glanz."

„Sag nur gleich, daß ich schuld bin."

„Das sag ich net. Aber was meinst denn, was mein Alter sagt dazu?"

„Gar so hartherzig wird er dann doch net sein können", meint Monika zaghaft. „Wenn du hintrittst vor ihn und ein offenes Wort mit ihm redest —"

„Da kennst ihn aber schlecht", unterbricht er sie. „Der wirft mich zum Haus naus. Kreuzsakra! Ausgerechnet mir muß das passieren."

Bis zu diesem Augenblick hat es gedauert, dann hat Monika ihre Schwäche überwunden. Hastig wischt sie sich über die Augen, dann steht sie hochaufgerichtet vor dem Burschen.

„Jakob! Denkst denn du nur an dich und an mich überhaupt net? Hab ich net viel mehr zu tragen unter der Schand wie du? Was meinst, was meine Base sagen wird? Die Höll werd ich haben bei ihr. Aber ich ertrag es gern, weil ich dich lieb hab, so lieb, wie man nur einen Menschen haben kann. Net erst seit heut und gestern. Als Kind hab ich dich schon gern gehabt. Der Glaube an dich ist so fest in mir gesessen wie Stahl und Eisen. Und kann kommen was will, ich halt zu dir. Ich hab noch nie in meinem Leben gebettelt, aber wenn es sein muß, dann knie ich hin vor deinen Vater und bitt ihn, daß er ein Einsehen mit uns hat. Und wenn alles nichts nützt, dann gehn wir deswegen auch net unter. Zwei Menschen, die jung sind und ein paar starke Arm haben, für die gibt es überall ein Platzerl auf der Welt. Ich will mich gern schinden und plagen für unser Glück."

Jakob hat nur halb zugehört. Inzwischen hat er sich gefaßt und sich einen Plan zurechtgelegt.

„Jetzt laß einmal g'scheit reden mit dir, Herzerl." Er wird rücksichtsvoller als je. Drinhängen tun wir jetzt einmal in den Schlamasseln. Da heißt es halt diplomatisch sein, weißt. Du meinst allweil, mit Gewalt laßt sich was zwingen. Das ist aber net wahr. Drum laß nur mich machen. Also, vorerst darf er einmal nichts erfahren, mein Vater. Da muß ich schon eine günstige Stund abwarten, wenn er gut aufgelegt ist, weißt. Die Stund kann bald kommen, es kann aber auch lang dauern. Wenn alle Strick reißen, dann muß halt's Kindl auf die Welt kommen — ohne Vater."

Monika starrt unbeweglich vor sich hin.

„Ich soll dem Kind den Vater verleugnen?" fragt sie mit zuckendem Mund.

„Freilich ist es eine zwiderne Sach, aber —"

„Mein Gott, was wird das werden. Das weiß ich jetzt schon, was sie alles sagen, wenn ich für das Kind net einmal einen Vater angeben kann."

„Es geht halt net anders, Monerl. Schau, da muß der Mensch stark sein, wenn es um sein Glück geht und muß sich sagen: hernach: hernach bring ich alles wieder rein."

„Wenn es ums Glück geht", spricht sie langsam und schwermütig nach. Dann schaut sie ihm eine lange Zeit fest in die Augen, streckt ihm dann unvermittelt die Hand hin: „Kannst dich verlassen auf mich, Jakob, ich sag nichts."

„Und wenn dich deine Bas' vom Hof jagt?"

„Sag ich auch nichts. Was ich einmal versprech, das halt ich, und wenn ich zugrund gehen müßt dabei."

„Du bist halt eine", sagt er anerkennend. „Das vergeß ich dir im ganzen Leben net. Weißt, ich darf nämlich meinen Alten net drängen, daß er mir den Hof übergibt. Ein paarmal schon, wenn ich so rumgeredet hab, hat er mir zur Antwort geben: „Kannst es net erwarten, bis ich von selber übergeb? Willst mich schon nausbeißen?" Aber ich glaub, bis zum Frühjahr wird es ihm von selber recht. Drum sag ich allweil wieder: nur still sein bei der Sach. Da kommen wir zwei am weitesten."

Monika ist schon wieder ganz voll Zuversicht.

„Ich bin nur froh, daß du kommen bist heut", sagt sie. „Jetzt ist mir viel leichter, weil ich mich dir anvertrauen hab können. Kannst du dir denken, wie schwer für mich die Zeit hier war?"

„Das kann ich mir genau denken", antwortet er. „In Zukunft weißt es aber, wenn ich länger nicht mehr kommen kann. Jetzt heißt es erst recht Obacht geben, weißt. Überhaupt —" er küßt sie flüchtig auf die Wange, „überhaupt, was ist denn schon dabei? Das ist schon öfters vorkommen in der Welt, daß ein Kindl in die Welt geschupft worden ist ledigerweis'. Das haben wir net aufbracht und bringen es auch net ab." Er lacht und kuschelt sich näher zu ihr hin. „Und wenn die Kollerin brummt, dann laß sie nur brummen, und denkst dir grad so, wie derselbige Ritter mit der eisernen Hand. Alles geht vorbei, und so heiß wird nix gessen, wie's kocht wird."

Jakob erzählt das alles auf eine heitere, gemütliche Art, so daß Monika unwillkürlich lachen muß. Und als er sich zu später Stunde verabschiedet, ist Monika wieder voller Glauben und Vertrauen auf die Zukunft.

*

Am andern Morgen schon muß sie für Jakob lügen. Sie wäscht nach dem Melken das Milchgeschirr am Brunnen, als sie durch einen raschen Schritt aufgeschreckt wird. Hinter der Hütte kommt Sebastian Lechner hervor, die Augen suchend zu Boden gerichtet, das Gewehr unterm Arm. Als er das Mädchen gewahrt, bleibt er stehen und hebt den Kopf.

„Guten Morgen, Monika!"

Monika erschrickt ein wenig. Aber sogleich überkommt sie eine eiserne Ruhe.

„Guten Morgen, Wastl! Was suchst denn du heut schon?"

Der Jäger blickt wieder zu Boden. „Komisch, bis daher spür ich jetzt die Spur. Sag einmal, Monika, ist gestern abend einer zu dir hergekommen in die Hütte?"

„Zu mir?" Ein leichtes Zögern in ihrer Stimme. „Net daß ich wüßt."

Der Blick des Jägers huscht an der Grät entlang, dann biegt er um die Ecke der Hütte.

„Das Gewehr", fährt es Monika in den Sinn. „Wenn er es findet im Holzschupfen." Eine Angst umklammert ihre Herz. Aber da kommt der Jäger schon wieder um die Ecke und hat ein zweites Gewehr hinter der Schulter. Und vor das Mädchen hintretend, sagt er:

„Da schau her, Monika, was ich gefunden hab, da hinten. Willst es jetzt noch leugnen?"

Trotzig richtet sich Monika auf.

„Ich hab nichts zu leugnen. Ich weiß nichts!"

Ein flüchtiges Lächeln des Spottes zuckt um die Mundwinkel des Jägers.

„Wenn du es auch net sagen willst, wem das Gewehr gehört, wir bringen es doch noch raus. Ich könnte ihn dir ja sagen, aber ich warte lieber, bis ich ihn auf der Tat erwische. Jedenfalls werden wir die Hütte da von jetzt an besser im Auge haben. Wirst wohl hin und wieder einen Schuß hören, Monika, was?"

Ja, zuweilen höre sie wohl einen Schuß, aber der Jäger werde wohl nicht von ihr verlangen, daß sie etwa unterscheiden müsse, wer da nun geschossen habe, ob es zu Recht oder Unrecht geschehen sei.

Sonderbar, welch große Ruhe nun auf einmal über sie gekommen ist. Der Jäger prüft sie mit scharfem Blick. Schwang da nicht Hohn in ihrer Stimme? Nein, ihr Gesicht ist ganz ruhig, herbschön, und der Jäger erinnert sich, daß er zuweilen Zeiten hat und Stunden, in denen er immerzu dieses Gesicht vor sich sieht. Soll er ihr vielleicht sagen, wievielmal sie schon in seinen Träumen gelebt hat? Oder soll er ihr vielleicht davon erzählen, daß er einmal in einer mondhellen Nacht, als er keine Ruhe fand auf seinem Lager, über den Berg stieg, um ein klares Wort mit ihr zu reden, sein Herz gleichsam vor ihr auszuschütten, und daß er dann, durch die Fenster spähend, einen anderen fand in ihrer Hütte und in ihren Armen — den Sägemüller-Jakob; ausgerechnet den Sägemüller-Jakob, gegen den er nur ein armseliger Fretter ist. Er hat sich fest vorgenommen, die Koller-Almhütte zu meiden, aber da hat ihn heute die Spur hierhergeführt, und es wäre eigentlich ganz in Ordnung, einen barschen, dienstlichen Ton dem Mädchen gegenüber anzuschlagen, denn es ist anzunehmen, daß sie um das versteckte Gewehr gewußt hat. Er erkennt aber, daß er nun durch das lange Schweigen auf die zuletzt gesprochenen Worte der Sennerin ein gutes Stück seiner Würde eingebüßt hat; er weiß nichts besseres anzufangen, als an den Hut zu tippen und sich umzudrehen. „Guten Abend", sagt er in seiner grenzenlosen Verlegenheit über die Achsel zurück, obwohl es noch ganz früh am Morgen ist. Er merkt diesen Fehler gar nicht, und seine Stirn färbt sich nur deshalb rot, weil ihn dieses hochmütige Lächeln der Sennerin trifft wie ein Schlag ins Gesicht. Mit dem Fuß stößt er das Gatter auf und verschwindet in der Tiefe des Steiges.

Ganz unbeweglich steht Monika, mit hochklopfendem Herzen, bis die Schritte verhallen. Dann tritt sie an den Zaun und schaut in die Tiefe. Much ist vor einer halben Stunde zur unteren Weide hinuntergegangen, um nachzusehen, ob das Gatter verschlossen ist. Wenn ihm der Jäger nun begegnet — sicher wird er ihm begegnen — und sicher wird er auch ihn fragen. Monika fühlt ihr Herz bis zum Hals herauf klopfen in Angst und Sorge um den einen, den sie liebhat.

Da taucht der graue Kopf des Much schon zwischen den Boschen auf. Monika schleudert den Spüllappen fort und rennt den Hang hinunter, dem Alten entgegen.

„Ist dir der Jäger begegnet, Much?"

„Freilich ist er mir begegnet."

„Und — hat er dich was gefragt?"

Much lacht ganz gemütlich.

„D' Jäger haben allweil was zu fragen."

„Ich mein ja, ob er dich um etwas Bestimmtes gefragt hat?"

„Net, daß ich wüßt. Bloß ob gestern abend jemand in unsere Hütte gekommen ist, hat er gefragt."

Erschrocken faßt Monika nach seinem Arm.

„Um Gottes willen, Much, was hast denn da gesagt?"

„Was werd ich denn gesagt haben — „Kein Mensch", hab ich g'sagt, „ist kommen."

„Gott sei Dank!"

Mit einem erlösten Seufzer läßt sich Monika auf einem umgerissenen Baumstamm nieder. Ein Lächeln entspannt ihre Züge.

„Das hast gut gemacht, Much. Und ich hab schon Angst gehabt."

„Warum denn Angst?" fragt der Alte mit lustigem Augenzwinkern, während er sich neben Monika setzt. „Meinst denn, jungs Weiberl, ich hätt erst gestern gemerkt, was mit dem Jakob los ist? Ich bin ein alter Has', weißt, und seh gar manches, wenn ich so in den Bergen herumkraxel."

„Darfst aber nie ein Wörtl sagen, Much. Ich bitt dich darum."

„Wo werd ich denn; es geht mich ja nix an."

„Überhaupt, Much" — Monika legt ihre Hand auf seine Achsel — „überhaupt, Much, mußt du allweil zu mir halten, gelt, und mußt schweigen können, auch wenn du es manchmal net verstehst, warum."

„Schau, wie du bitten kannst", lächelt der Alte versonnen. „Bist überhaupt anders geworden, seit die Liebe..."

(Fortsetzung folgt.)

Abenteuer in Dur.

Erzählung von Eckart v. Naso.

Die nachfolgende Begebenheit ist nicht erfunden. Sie ereignete sich am Pfingstsonntag des Jahres 1915 während des großen Krieges.

Ein preußischer Husarenleutnant, mit einer Infanteriepatrouille von drei Mann auf eine Grabenerkundung angesetzt, fand, als er diese Erkundung zwischen Nacht und Morgen durchführen wollte, den feindlichen Graben nicht nur stark massiert, sondern offenbar wohl vorbereitet, so daß es zum Handgemenge kam, bei dem nur der Leutnant am Leben blieb, jedoch vom Rückzug abgeschnitten wurde, da inzwischen die ganze vordere Linie rebellisch geworden war. In einem verzweifelten Entschluß schlug sich der Leutnant — Robert v. S. mit Namen — nach vorwärts durch, also in die französische Stellung hinein, da er der Meinung war, er könne vielleicht an einem anderen Punkt der Front mit größerer Aussicht auf Erfolg in die deutschen Linien zurückgelangen, und in der Tat glückte es ihm, zunächst zu entkommen. An zwölf Stunden trieb er sich zwischen zartbegrünten Waldstreifen herum, von den frühlingshaften Stimmen der Vögel und dem Gebell der Feldkanonen begleitet, ohne zu finden, was für seinen Zweck einzig nötig schien: eine französische Uniform oder irgend ein ziviles Kleidungsstück, das den preußischen Husaren unkenntlich gemacht hätte.

Um die Mittagszeit wäre ihm sein Vorhaben beinahe ohne Waffe gelungen: er hatte gerade einen offenbar allein des Weges streifenden Kapitän bis „9" zu Boden geschickt, mit einem uppercut, der noch aus der Oxforder Studienzeit stammte, als ein ganzer Zug Poilus auftauchte und die Verwandlung demgemäß unterblieb. Schließlich aber gelangte Robert v. S. an den Eingang eines Dorfes, wo er, zwischen Bäumen versteckt, eine Art Jagdhütte vorfand, und in dieser, die augenblicks leer, doch bewohnt war, hing eine Kreuzung zwischen Anzug und Uniform, die vielleicht einem Waldhüter oder Forstgehilfen gehörte. Außerdem gab es dort Weißbrot und Milch, so daß auch dem kriegerischen Fasttag ein Ende gesetzt schien.

Robert v. S. wechselte in fliegender Eile mit dem Kleid den Stand und hielt sich schon für gerettet — da er fließend Französisch sprach, alle Arten des englischen Sports beherrschte und sich auf sein deutsches Herz verlassen konnte —, als der zweite, seltsamere Teil des Abenteuers überhaupt erst begann.

Schritte näherten sich, es wurde an die Tür geklopft. Der Leutnant griff nach dem Revolver in der Tasche, zog aber die Hand wieder zurück. In der Tür stand eine ziemlich bäurische Magd, die ihn mit einem Schwall von Worten überschüttete, wobei sie ihn Jean Meunier nannte und nicht begriff, daß er seinen Dienst so spät anträte, da doch Pierre Meunier am Morgen eingerückt sei. Die Komtesse warte, und der General, ihr Vater, warte auch. „Komtesse?" fragte er. Die Gefahr, plötzlich Gegenstand geworden, kam als Rausch über ihn. „Ja, Komtesse Irene v. G.", meinte die Magd und zog ihn schon mit sich fort. Robert v. S., ohne den Zusammenhang zu verstehen oder im Augenblick einen anderen Ausweg zu wissen, überließ sich dem Ungefähr und folgte die schon dämmernde Dorfstraße entlang, wo die Bauern ihnen freundliche Worte zuriefen, bis zu einem jener kleinen Rokokoschlösser, die den lothringischen Dörfern so oft ein besonderes Gepräge geben. Der Garten rings um das Schloß war vom Geruch des Flieders erfüllt, abendliche Käfer surrten. Die Geschütze draußen an der Front begannen schon einzuschlafen. Es gab keinen Krieg mehr, und die Welt war voller Traum.

Vor dem Sandsteinportal stand ein Mädchen in einem weißen Sommerkleid und sah dem vermeintlichen Jean Meunier entgegen. Offenbar war es Irene v. G. Ihr Blick, der eindringlicher wurde, je mehr der Fremde sich näherte, machte das schöne Gesicht starr, fast feindlich. Und während ihre Brauen sich zusammenzogen, sagte sie, ohne seinen Gruß zu erwidern: „Sie sehen aber gar nicht mehr krank aus, wie mir Pierre erzählte. Sie gehörten an die Front." Der Leutnant begann jetzt etwas von der gefährlichen Verwechslung zu ahnen, in die er hineingerissen war. Wenn es denn schon zu Ende ginge, sollte es wenigstens auf anständige preußische Art geschehen.

Er schwieg und sah das Mädchen an.

In diesem Blick war das Schicksal eines Mannes, der die Entscheidung über Leben und Tod herausgefordert hat.

Der Blick traf, das Mädchen Irene nahm ihn nahezu erschreckt auf, ihr Gesicht veränderte sich und wurde still, während die Magd dumm danebenstand und sich wunderte, was dieser Bruder oder Vetter des ehemaligen Pierre für ein Wesens machte, wenn er auch aus dem Lazarett kam und wie ein Herr aussah.

Irene streckte die Hand vor, ihre Stimme war nicht mehr so fest wie vorher: „Ich möchte Ihre Papiere sehen, den Entlassungsschein, die Überweisung an den zivilen Dienst."

Robert v. S. setzte wie ein Spieler auf eine einzige Karte und antwortete, daß er die Papiere morgen bringen werde.

Irene horchte dem Klang seiner Worte nach, vielleicht auch nur der Art, wie er sie aussprach, nickte und sagte fast traurig: „Kommen Sie." Sie ging voran, schmal und schnell, zu einem Zimmer im ersten Stock, wo der General in einem französischen Paradebett lag, eine Krankenschwester zu Häupten, und mit abwesenden schwarzen Augensternen ins Leere starrte, während der Mund unter dem weißen Seehundsbart ohne Zusammenhang Worte murmelte: niemand bringe ihn von hier fort . . . auch die Deutschen nicht . . . er sei der General. Plötzlich, zauberhaft nahe, hörte der Leutnant Irene sagen: „Die Marne hat ihn krank gemacht."

Robert v. S. sah sie zum anderen Male an, Irene wich nicht aus. Und einen Herzschlag lang flutete das Zimmer von dem Geheimnis über, das an keine Nation gebunden ist, während der General drohende, aber leere Blicke zu ihnen hinüberschickte.

Der preußische Leutnant bettete den französischen General um, und die Krankenschwester half ihm dabei. Er stand hinter dem Stuhl der Komtesse Irene, er reichte Schüsseln und goß Wein ein, denn er war Waldhüter, Pfleger und Diener, und neben dem Haar der Französin bewegte sich stumm die Flügelhaube der Schwester. Einmal wandte Irene den Kopf: ob er hungrig oder durstig sei?

Robert v. S. verneinte und tat weiter seinen Dienst. Er stand noch dort, als verspätete Einquartierung erschien und jener Kapitän ins Zimmer trat, den er heute mittag bis „9" zu Boden geschickt hatte.

Der Kapitän starrte ihm ungläubig ins Gesicht. „Wer ist der Mann?"

Der Diener sah gelassen an ihm vorbei, zu Irene hin, die statt seiner antwortete: „Unser Bedienter — und nicht mehr tauglich für den Krieg."

Aber ihr Gesicht war wie zu Anfang starr. Der Kapitän merkte es nicht, er goß sich selbst Wein ein und lachte: „Ich sehe Gespenster." Und er erzählte die Geschichte von dem deutschen Husarenoffizier, der sich hinter der französischen Front herumtrieb. „Morgen werden wir ihn haben." Er trank viel und achtete, als er schlafen ging, nicht mehr darauf, daß vor der Tür der echte Jean Meunier noch in Uniform Haltung annahm und wartete, weil er, verspätet aus dem Lazarett entlassen, sich jetzt erst zum Dienst beim General melden konnte.

„Es ist gut", sagte Irene, ihr Gesicht hatte jede Farbe verloren. „Sie bekommen ein Zimmer. Hängen Sie Ihre Sachen heraus!" Dabei sah sie den Leutnant flüchtig an.

Jean Meunier ging, die Magd schlief schon, auch die Krankenschwester hatte lautlos das Zimmer verlassen. Ein Schweigen entstand, in dem ein Stück aller menschlichen Ewigkeit umging. Dann sprach Irene. „Sie sind der Husar?"

„Ja."

„Spionieren Sie?"

„Nein — versprengt seit heute früh."

„Ich bin meines Vaters Tochter, Sie müssen fort", und leise sagte sie noch: „Morgen fängt man Sie — vielleicht hilft Ihnen Gott."

Und das war das einzige, was zwischen diesen beiden gesagt und getan wurde. Sie reichte ihm nicht die Hand, er nahm sie nicht.

Aber während er aus dem Zimmer ging, die Uniform des echten Meunier mit der des falschen vertauschte, sich, neuerdings verwandelt, in Marsch setzte, die Dorfstraße entlang, den Gräben zu, aus denen ihn ein pfingstlicher Geist wahrhaftig zur deutschen Front zurückfinden ließ, dachte Irene dem Seltsamen nach, daß es Wunder gibt, die sich ankündigen, ohne sich zu erfüllen.

Jans pfingstliche Brautfahrt.

Erzählung von Heinz Wagenitz.

Der Regen hing in dünnen Strähnen vom abendlichen Himmel, als Jan die kahle Landstraße vom Bahnhof zum Dorf ging, in dem er vor dreißig Jahren geboren war. Pfützen lagen verstreut wie Scherben eines riesigen Spiegels, und in der Nähe der sparsam aufgestellten Laternen trugen die Pflastersteine einen silbrigen Glanz auf ihren Buckeln. Jans Schritte waren weit und unbekümmert. Er pfiff einen Marsch und freute sich, daß er nach fünf harten Jahren im Ödland das Dorf wiedersehen würde mit den vertrauten Gesichtern und allen jenen Gassen, Gärten und Winkeln, die er noch immer nicht vergessen hatte. Kühle Tropfen warfen sich ihm sprühend gegen Jacke und Gesicht, so daß er einige Male niesen mußte. Aber das Wetter störte Jans Freude nicht. Zu einem rechten Frühjahr gehört Regen, dachte er.

Wie durch sein Eigentum schritt der Mann dann durch die Straßen des Dorfes, die so kurz waren, daß man jederzeit ihren Anfang und ihr Ende sehen konnte. Am nächsten Morgen, in der Frühe des ersten Pfingsttages wollte er Mutter Marie aufsuchen, um nach Johanna, der lustigen, feinen Johanna zu fragen. Vor wenigen Jahren noch hätte er nicht zu denken gewagt, daß ein Mädchen wie Johanna einmal seine Frau werden könnte. Aber die schwere Zeit im Ödland und sein Sieg im Kampf um die neuen Äcker hatten ihn selbstbewußt gemacht. Jetzt wollte er nicht länger zögern. Mutig, aufrichtig und zukunftsfreudig wollte er zu dem Mädchen sprechen, damit es eine Brautwerbung würde, wie sie an einem frohen Pfingsttag sein mußte. —

Als Jan am Pfingstmorgen aus dem Gasthof „Zum Schwarzen Eichhorn" trat, wo er geschlafen hatte, trugen alle Dinge ein anderes Gesicht. Was am Abend scheu und verschlossen unter dem Regenschleier gestanden, glänzte nun hell in der Sonne. Er spürte, wie Bienensummen und Blätterrauschen, das Singen der Vögel im warmen Wind eine unbändige Kraft in ihm wach riefen.

Unterwegs sah er im Schatten eines Strauches am Rand der Straße zwei Körbe stehen. Jan kannte diese langen, schmalen Körbe. Mutter Marie ließ in ihnen das Obst und die Blumen der Gärtnerei zum Bahnhof bringen. Daher dachte er auch sogleich an Johanna, als er die beiden Körbe erblickte. Aber das Mädchen, das neben ihnen im hohen Gras wie in einem grünen, sonnigen Bad lag, war ihm fremd. Sollte er die Schlafende wecken, um nach Johanna zu fragen? Er trat näher und ließ seinen Schatten langsam über das bunte Muster des Kleides und über den Hals bis zu ihrem Gesicht gleiten, ohne daß sie erwachte. Über sie gebeugt, betrachtete Jan ihre fest geschlossenen Lippen, ihre helle Stirn zwischen dem dunklen Haar und den dunkleren, scharfen Sicheln der Brauen. Und plötzlich kniete er neben ihr ins Gras und küßte sie leise auf den Mund.

Erschreckt schlug das Mädchen die Augen weit auf und blickte Jan so ängstlich an, als sei er ein Straßenräuber. In ihrer Verwirrung erschien sie ihm so unbeschützt und voller Angst, daß er ganz ratlos wurde. Am liebsten wäre er nun davongegangen. Als die Überraschte jedoch aufsprang und nach den Körben griff, nahm er sie ihr mit einem raschen Griff aus den Händen. „Ich glaube, ich habe noch nicht verlernt, Mutter Maries Körbe zum Bahnhof zu tragen", sagte er lachend. Dann erzählte er, wer er sei, und fragte nach Mutter Marie und Johanna. Freundlich berichtete sie allerlei kleine Begebenheiten aus dem Dorf und der Gärtnerei und hörte gar nicht auf zu plaudern, so daß Jan sie noch einmal an Johanna erinnern mußte. Sie sah ihn mit einem fragenden Blick von der Seite an und sagte schließlich, Johanna sei vor mehr als einem Jahr in die Stadt gezogen, weil sie das Leben in der Gärtnerei zu eintönig fand.

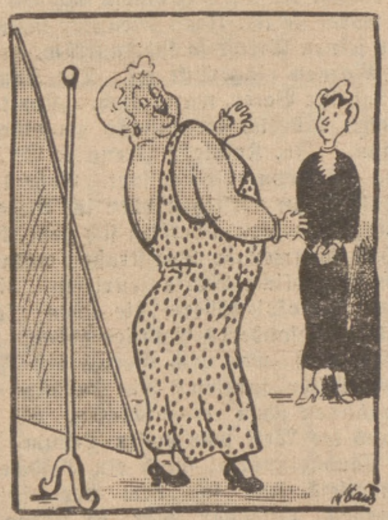
Als der Mann den bitteren Sinn dieser Worte begriff, hatte er plötzlich das Gefühl, sehr müde zu sein. Brannte nicht die Sonne tückisch in seinem Nacken? Warum überhaupt schleppte er zwei bleischwere Körbe, die ihn nichts angingen? Aber er blieb nicht stehen, er stellte die Körbe nicht auf die Straße, er dachte nur wieder und wieder daran, daß Johanna das Leben in der Gärtnerei zu eintönig gewesen war. Und er hatte sie zur Ödlandbäuerin machen wollen! Nun konnte er also am Bahnhof gleich wieder auf den Zug warten, der ihn zu seinen Äckern zurückbrachte.

Solche dunklen Gedanken machten Jan gleichsam taub, und er achtete erst wieder auf die helle Stimme an seiner Seite, als er noch einmal Johannas Namen hörte. „Mutter Marie hat jetzt eine andere Johanna", sagte das Mädchen lächelnd. „Sie heißt Eve, und das bin ich." Seltsam erwartungsvoll blickte sie ihn dabei an. Aber Jan blieb stumm. Die Enttäuschung würgte und schüttelte ihn so heftig, daß er glaubte, sein Selbstbewußtsein niemals wiederzufinden.

Auf dem Bahnsteig waren sie allein. „Am besten fahre ich gleich wieder zurück", sagte Jan und ärgerte sich, weil das Mädchen schwieg. In demselben Augenblick läutete es, und der Zug lief ein. Sie hoben die Körbe in den Gepäckwagen und blieben nebeneinander stehen, bis der letzte Wagen verschwunden und das Rollen der Räder verhallt war. Erst dann bemerkte Jan, daß seine Begleiterin seine Hand fest ergriffen hatte, als wollte sie ihn mit ihrer ganzen Kraft zurückhalten. Er wartete, bis der Mann mit der roten Mütze den Bahnsteig verlassen hatte, beugte sich zu ihr, küßte sie und flüsterte ihr ins Ohr: „Johanna heißt nun Eve." —

So geschah es, daß Jan erst viel später zu Mutter Marie kam, um mit ihr und der zukünftigen Ödlandbäuerin sein Wort zu sprechen, mutig, aufrichtig und zukunftsfreudig, wie er es sich vorgenommen hatte. „Sieht er nicht aus wie einer, der alles bekommt, was er will?" lachte Eve ihm entgegen. — Und Mutter Marie nickte: „Er müßte sich ja schämen, wenn er anders aussähe!"





„Was haben Sie gesagt, Fräulein Krause, hab' ich nicht die Venusmaße? Das sollte ich doch wohl meinen — und reichlich sogar!"

Verantwortlicher Schriftleiter: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.